

die ritterliche Kunst; die höfische Dichtung in allen ihren Zweigen, Minnelied, Tanzlied, Tagelied, die Allegorie, das höfische Epos, die Heldensage werden parodiert und die Riblungemot, ins Bäuerische umgekehrt, bildet den Schluß von Wittenweilers in derber Sprache und verwilderten Reimen geschriebenen epischen Dichtung. Und doch weht bei allem ungefügigen Scherz ein ernsthafter und genialer Zug durch die mit derber Faust aus dem Leben gegriffene Erzählung; eine ausgeprägt dichterische Individualität hat dieses Zeitgemälde voll dramatischer Bewegung, aber auch voll wüster Roheit und unerhörtem Schmutz mit einer Unbefangtheit und zugleich mit einer Meisterchaft entworfen, daß uns graut. An die Genialität der Erfindung und Darstellung des grobianisch-komischen Heldenepos Wittenweilers reicht des Humanisten Rollenhagen Froschmäufeler, der ihm an Anlage und Mischung von Scherz und Ernst an die Seite gestellt werden kann, aber viel anständiger und gelehrter gehalten ist, nicht im entferntesten hinan.

Der junge, stolze Bauer Bertsch Triefners aus Lappenhäusen reitet mit elf bäuerischen Gefellen auf den Plan zu einem Turnier zu Ehren seiner Dame, der Mezi Rührdenzump, einer schmutzigen und übel gestalteten Bauernbirne. Reidhart soll der Lehrmeister der Recken sein. Da aber niemand mit ihnen einen Speer vertechen will, kämpfen sie untereinander, bis Reidhart, an dem sie im Verlaufe der Stecherei ihren Mut fühlen wollen, sie alle mit blutigen Köpfen und zerschlagenen Gliedern heimsticht. An dieses komische Bauernstechen schließt sich das Minnewerben Bertschis um die Mezi, ganz nach Art des höfischen Minnedienstes, aber alles in das Verbfomische, zuweilen Obzöne überreicht. Es folgt der Abschluß der Ehe und hier bietet sich dem Dichter Gelegenheit, dem Bräutigam allerlei Weisheitslehren geistlichen und weltlichen Inhalts mit in die Ehe zu geben. Das Hochzeitsmahl gestaltet sich zu einer Fresserei und Sauferei gröblichster und unsäglichster Art. Beim Tanze verursacht die Eifersucht um einer Dorfschönen willen eine arge Prügelei, die zu einem Massenkampfe zwischen den Lappenhäusern und den Rißingern ausartet. Beide Parteien suchen sich Bundesgenossen, nicht bloß die Bewohner der benachbarten Dörfer beteiligen sich an dem Kriege, auch in die berühmtesten Städte werden Boten gesandt; die Helden der nationalen wie der höfischen Epen, Riesen, Zwerge, Hexen, ja selbst Goliath und David (als Laurin) treten auf den Plan und aus diesem Ringen, in dem man bis auf die Knie im Blute wadet, Mann, Weib und Kinder tot liegen, rettet sich Bertsch und zieht sich, jammernd über die Torheit, daß er die Weisheitsregeln nicht befolgt und dadurch all den Grauel verursacht habe, in die Einsamkeit zurück, um dort seinem Seelenheile zu leben.

Im ersten Teil des „Ring“ tritt Reidhart als der typische Verspottter der Bauern auf, zu dem der Minnesänger bald geworden ist. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint er als der Held eines Schwankbuches, dessen Verfasser ihn als Reidhart Fuchs an den Hof Ottos des Fröhlichen (gest. 1339) versetzt. Durch die spätere Dramatisierung der Reidhartschwänke wurde der Faden ihrer weiteren epischen Entwicklung abge schnitten. Dazu trug wohl die im sechzehnten Jahrhundert entstandene Schwanksammlung vom Till Eulenspiegel bei, der auch die vom Pfarrer von Kalenberg verdrängte. Um diesen Schelmenpaffen wurde ein Zyklus von Schwänken gruppiert, der in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts von dem Wiener Philipp Frankfurter neu bearbeitet und zum erstenmal in Nürnberg als das älteste oberdeutsche Kalenberger Buch gedruckt wurde. Das Schwankbuch, dessen Helden man, wie Reidhart, an den Hof Ottos des Fröhlichen versetzte, fand trotz seiner nicht einheitlichen Komposition, seiner rohen Form in Sprache und Metrik und seines oft grob zotigen Inhalts eine weite, über Holland, England und Frankreich sich erstreckende Verbreitung, diente dem Verfasser des Reidhart Fuchs und dem des Peter Len als Vorbild und wurde noch im siebzehnten Jahrhundert neu aufgelegt.

#### 4. Die lehrhafte Dichtung.

Neben der Ausgelassenheit, die an der Schwankliteratur ihr Vergnügen fand, suchte auch eine ernste Richtung sich Geltung zu verschaffen, die jener Zügel anlegen wollte und eine überaus große Zahl von Schriften ins Leben rief, die auf geistlichem oder weltlichem Gebiete oder auf beiden zugleich Nützlichliches lehren sollten. Und es darf uns nicht wundern, daß zu einer Zeit, da das gesprochene Wort für nützlichlicher als das gesungene und die Epik nur für Lüge galt, die Lehre bald alles andere überwucherte. Was an poetischen Talenten vorhanden war, warf sich daher im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert am liebsten auf die Didaktik, pflegte ihre überlieferten Formen und Dichtungen, bildete sie weiter aus und schuf neue. Bezeichnend für die Zeit ist die

Satire und die ihr verwandte Parodie, sodann die Allegorie, in die sich der vorhandene Gang zur Epik jezt kleidet, und die Gesprächsform, die unter Einwirkung der lehrenden Prosa und der sich eben auch jezt entwickelnden dramatischen Dichtung immer mehr Boden gewinnt.

Wie im zwölften Jahrhundert erzählen auch jezt geistliche Didaktiker nach den kanonischen und nach apokryphen Schriften die Hauptmomente der Heilsgeschichte; so um 1250 der in der kirchlich-lateinischen und teilweise auch in der deutschen Literatur bewanderte steierische Priester Gundaker von Judenburg in seinem Werke *Christes hort* (Beilage 56) und etwas später der mitteldeutsche Verfasser des Gedichtes *die Erlösung*. Jener unterbricht die Schilderung durch reumütige Sündenbekenntnisse und Marienklagen, dieser durch Einsflectung von allegorischen Bildern, wie sie seit dem zwölften Jahrhundert aus den symbolisierenden theologischen Erklärungsschriften in die deutsche Dichtung übergegangen sind. Besonders reich an solchem Schmucke ist die Auslegung des Vaterunser, die um 1255 Heinrich von Krolewitz dichtete. Entnommen sind die allegorischen Motive der Bibel, den Kirchenvätern, dem Physiologus und den Lapidarien, in denen die Anschauungen von der symbolischen Bedeutung der Edelsteine und ihrer magischen Kraft aufgezählt wurden. Ungefähr gleichzeitig mit Krolewitz hat sie der Allemanne Wolmar nach der magischen Seite hin in einem poetischen Steinbuch erörtert. Besonders fruchtbar an symbolisch-allegorischen Beziehungen erwiesen sich das Hohelied und die Apokalypse. Aus der Deutung auf die Brautchaft Christi mit der Seele, die jenes schon früher erfahren hatte, entwickelte sich unter Einfluß der jezt durchbrechenden Mystik die Vorstellung von der minniglichen Vereinigung der Seele mit Jesus, wie sie in den Visionen Mechtilds von Magdeburg (1250 bis 1265) und in Dichtungen, so z. B. in des Magdeburger Bürgers Brun von Schönebeck Bearbeitung des Hoheliedes (1276), zum Ausdruck kam. Wie die liebende Seele zur Erkenntnis Gottes gelangt, lehren zwei deutsche Bearbeitungen der lateinischen Schrift von der Tochter Zion, wie man beten soll und durch Gebet Gott immer näher kommt, das Gedicht von den sieben Graden, d. h. Stufen, das zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts ein Mönch von Heilbronn verfaßte, der auch über des Herrn Leib schrieb und dazu die Form der Prosa wählte, weil die Dichtung leicht von der Wahrheit und Andacht abführe. Christus unterredet sich mit der ihn liebenden Seele im Spiegel der Minne, die Seele mit dem Leibe in dem Gesicht Philiberts; die Tugenden streiten mit den Lastern in dem geistlichen Streit, die Wissenschaften zuerst untereinander, dann die Natur mit den Tugenden in dem uns schon bekannnten der meide kranz (vgl. S. 310). Daß zu einem vollkommenen Aufgehen der Seele in Gott ein Kampf mit den als Feinden gedachten Sünden erforderlich sei, lehrt das mitteldeutsche Gedicht der Sünden Widerstreit.

Wie der Verfasser des letzteren gehört dem Deutschen Orden auch Heinrich von Hessler an, der nach guten Mustern die Apokalypse paraphrasierte und auch das Evangelium Nikodemi in deutsche Reime brachte. Ungefähr gleichzeitig (1331) schildert der deutsche Ordensmann in dem Buche von den sieben Siegeln die Hauptmomente in Christi irdischem und himmlischem Wirken, nachdem schon um 1300 der Schlesier Bruder Johann aus Frankenstein unter dem Titel *Kreuziger*, d. h. Kreuzträger, nach einer lateinischen Vorlage die Passionsgeschichte erzählt und mit Auslegungen, teilweise mystischer Art, ausgestattet hatte. Zu derselben Zeit verfaßte Heinrich von Neuenstadt sein umfangreiches Gedicht von Gottes Zukunft und so wurde bis in das fünfzehnte Jahrhundert durch poetische Behandlungen der christlichen Heilsgeschichte die typisch-allegorische Bibelerklärung in immer weitere Kreise getragen. Insbesondere geschah dies durch die deutschen Umdichtungen, die das 1324 erschienene *Speculum humanae salvationis* schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vermutlich in Schlesien, später durch Konrad von Helmsdorf (um 1400), den steierischen Zisterzienser Andreas Kurzmann (gestorben vor 1428) und Heinrich Laufenberg (1437) erfuhren.

Es ist dies eine Darstellung der Heilsgeschichte, die den Sündenfall und die Erlösung zum Hauptthema hat und biblische und weltgeschichtliche Historien in symbolischer Weise deutet. Bildliche Darstellungen,

mit denen dieser im lateinischen Originaltext wie in deutschen Profabearbeitungen viel verbreitete Heils-  
spiegel geschmückt ist, unterstützten die Phantasie des Lesers.

Der Marienverehrung diente Laufenbergs Figurenbuch (1441), eine gereimte Ver-  
deutschung des *Opus figurarum* Konrads von Alzei, worin Ereignisse des alten Bundes als  
Figuren (Symbole) auf Maria gedeutet werden, und selbst die Wappendichtung wurde in  
den Dienst der heiligen Jungfrau und ihres göttlichen Sohnes gestellt.

Unter der Einwirkung der geistlich=lateinischen und deutschen Literatur pflegte man auch  
auf weltlichem Gebiete wirkliche Vorgänge in das Gewand der Symbolik und Allegorie zu  
kleiden. Um 1300 hatte der Dominikaner Jacobus de Cessolis die Figuren des Schach-  
spiels und deren Gang im Spiele zum Ausgangspunkt seiner moralisch=satirischen und durch  
allerlei Erzählungen aus der biblischen und profanen Geschichte belebten Predigten auf alle Stände  
gemacht. Daraus erwuchs das lateinische Schachbuch, das in seiner ursprünglichen Fassung wie in  
den Vulgärsprachen bald seinen Weg durch das ganze Abendland nahm. In Deutschland erfuhr  
es im vierzehnten Jahrhundert vier poetische Bearbeitungen, von denen die noch im höfischen Stil  
gehaltene des Alemannen Heinrich von Beringen bald nach dem Original erschienen war.  
Ohne von ihr etwas zu wissen, machte 1337 der Schweizer Konrad von Ammenhausen,  
Mönch und Leutprieſter zu Stein am Rhein, das lateinische Büchlein zur Grundlage seines  
Schachzabelbuches (zabel=tabula), das den größten Erfolg erzielte und von anderen mehrfach  
benutzt wurde. In holperigem Rhythmus und in schwerfälliger Sprache geschrieben, verdankte es  
seine Berühmtheit nur der Fülle des Stoffes, der in seinen nahezu 20000 Versen aufgespeichert  
liegt und auf gelehrter Lektüre wie auf der Beobachtung der gesellschaftlichen und politischen  
Verhältnisse beruht. Enge an das lateinische Original schließt sich die Bearbeitung des mittel-  
deutschen Pfarrers vom Hechte (1355), freier ist die zwischen 1357 und 1375 entstandene  
des niederdeutschen Schulmeisters Stephan, dagegen nur ein Auszug aus Konrads Buch die  
Jakob Mennels zu Konstanz (1507).

Das Thema von der Minne wurde unter Einwirkung antiker Vorbilder schon in der latei-  
nischen Vagantendichtung des zwölften Jahrhunderts in rhetorisch=allegorischer Weise behandelt  
und in der provenzalisch=französischen Lyrik und unter ihrem Einfluß auch in der deutschen  
lehren derartige spitzfindige Erörterungen oft wieder; so z. B. der Streit zwischen Herz und Leib  
in Hartmanns Büchlein. In Frankreich bediente man sich dabei gern der Form des geteilten  
Spieles (*jeu parti*), worin jeder der Streitenden seine Ansicht über irgendeine Minneangelegenheit  
verteidigt und die Entscheidung durch ein eigenes Richterkollegium gefällt wird. Sie erfolgte nach  
bestimmten Normen, die zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts der nordfranzösische Kaplan  
Andreas auf Grund der höfischen und der theologisch=scholastischen Überlieferungen in seinem  
*Tractatus de amore* zusammengestellt hat. Dieser nahm Einfluß auf den französischen Roman  
von der Rose (1230) und wurde mit ihm in der Einkleidung und Ausführung des Grund-  
gedankens zum Vorbilde für die französischen wie für die deutschen Minneallegorien. Im  
fünfzehnten Jahrhundert übertrug Johann Hartlieb den Traktat von der Liebeskunst in  
deutsche Prosa und schon vor ihm hatte ihn der Mindener Kanonikus Eberhard von Gerne  
poetisch in der *Minne Regel* (1404) bearbeitet. An der Spitze der Minneallegorien oder doch  
allegorisch eingerahmten Minneerzählungen steht die gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts  
entstandene und Heinzelin von Konstanz, dem Küchenmeister des Grafen Albrecht von  
Heigerloh (gest. 1298), zugeschriebene Dichtung der *Minne Lehre*. Der Verfasser ist gelehrt,  
handhabt die höfische Vers- und Reimkunst mit Geläufigkeit und erzählt anmutig und fließend  
sein Minnewerben. In der Korrespondenz mit der Geliebten knüpft Heinzelin an die höfischen  
Traditionen des poetischen Liebesbriefes an. Die allegorische Einkleidung wurde typisch und blieb  
nicht auf die Minnepoesie beschränkt. Mochte der Dichter im Traume auf einem Spaziergang in  
einen schönen Garten, in eine blumige Au oder in einen tiefen Wald gelangen, jedesmal begegnet  
er einer herrlichen Frau, mit der er dann lebhaftes Gespräch über die Minne, die Ehre, die Tugend

**I** wüßsen merdent min gedicht  
 I und lauffend ick verdriffen nicht  
 Ob ich am wyl von toir hant sage  
 Es ist mit lang an ainem tage  
 Vainer lichten summer dit  
 Als sit, der vogel wyder frut  
 Herbrochen nach gefangen wyß  
 Vund mäng ast sin bliemndß kyß  
 Vnach allem wunßtzertzaiget hant  
 Da ward ick mit mer selber in rant  
 Vund gieng spatzieren in ainem wald  
 Darin die vogel mängfalt  
 Mit froden sungen sin gesang  
 Da vand ick ainem füstlig lang  
 Der trug mich in ain klungen troß  
 Da mäng vogel sang vund kryß  
 Mit luter stymm als iune gezam  
 Dar stüere ick in ainem wasser lam  
 Do gieng ick schaulben by in thale  
 Da mäng bümme of vesen quale  
 Von hohen Bergen hie vund dort  
 Besunder by ainß prumen port  
 Sach ick glesen gen ind here  
 Von mängem eytz kost swäre  
 Ain schon getzelle von sammet blau  
 Davor stünd ain man was yraw  
 Mit ainem schönen langen bart/  
 Als ob es wäre der schiltart...  
 Von dem man sagt in venus berg  
 By im da stünd ain klamer yzweig  
 Sab trug ain säul in siner hand  
 By blau soden von palmant/

Anfang des Gedichtes „Die Mörin“ des Hermann von Sachsenheim.

Nach der Handschrift 2794, Bl. 1a der k. u. k. Hofbibliothek in Wien. (15. Jahrh.).

### Erklärender Abdruck

zu umstehendem Anfang des Gedichtes „Die Mörin“ des Hermann von Sachsenheim.

IR wysen, merckent min gedicht  
Vnnd laussend<sup>1)</sup> üch verdriessen niht,  
Ob ich ain wyl von torhayt sage.  
Es ist nit lang, an ainem tage  
IN ainer lichten summer zitt,  
Als sich der vogel wyder stritt<sup>2)</sup>  
Zerbrochen<sup>3)</sup> nauch gesanges wyß  
Vnnd mänig ast sin blüennndß ryß  
Nauch<sup>4)</sup> allem wunsch ertzaiget haut<sup>5)</sup>  
Da ward ich mit mier selber zu raut  
Vnnd gieng spatzyern in ainen wald,  
Darinn die vogel mänigfalt  
Mit fröden sungen Irn gesang.  
Da vand ich ainen füsstig<sup>6)</sup> lang.  
Der trüg mich In ain clingen<sup>7)</sup> tyeff,  
Da mänig vogelsang vnd Ryeff  
Mit lutter stymm, als Inne getzam.  
Gar schyere<sup>8)</sup> ich zü ainem wasser kam.  
Do gieng ich schaulben<sup>9)</sup> hin zu thale,  
Da mänig brunne uß velsen quale  
Von hohen Bergen, hie vnnd dort,  
Besonner by ains prunnen portt<sup>10)</sup>  
Sach ich gleston<sup>11)</sup> gen mir here  
Von mangem rychkost swäre  
Ain schon getzellt von Sammet Blaw.<sup>12)</sup>  
Da vor stünd ain man, was graw<sup>13)</sup>,  
Mit ainem schönen, langen bart,  
Als ob es wære der Eckhart . . .,  
Von dem man sagt, in venusberg.  
By Im da stünd ain klainer tzweg,  
Das trüg ain sail in siner hand  
Mit blaw syden von palmant<sup>14)</sup>.

1) Lauffet; 2) Wettstreit; 3) sich auflöste; 4) nach; 5) hat; 6) fußsteig;  
7) Schlucht, Tal; 8) bald; 9) schaum; 10) Rand; 11) glänzen; 12) blau; 13) grau;  
14) d. i. palmat, aus mittellatein. palmatium, eine weiche Seidenart und Stoff daraus.

führt. Nur eine geringe Änderung ist es, wenn der Montforter mit Parzival über den Weltlauf sich unterhält oder andere Gestalten aus Sage und Dichtung auftreten.

Nachdem einmal die Minnegesetze kodifiziert waren, darf es uns nicht wundern, daß man die Liebespaare unter einer Ordensregel vereinte. Dieser Gedanke liegt der Dichtung vom Kloster der Minne zugrunde (um 1350), zu der die Minneburg eine Art Gegenstück bildet, die ungefähr gleichzeitig ein Oisfranke dichtete und auch die bildende Kunst wiederholt zum Vorwurf nahm. Von Frau Minne gerufen, folgt Meister Artzwert, ein elsässischer Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts, zuerst von einem Knechte, dann von einem Zwerge geleitet, und erhält Aufschluß über die wahre Liebe. Am weitesten wird diese personifizierende Allegorie getrieben in den Dichtungen des schwäbischen Ritters Hermann von Sachsenheim. Er war um 1358 geboren, besaß eine gelehrte Bildung und hat sich erst in seinem Alter der Poesie gewidmet. Wie sein Zeitgenosse Viterich von Reichertshausen war er ein Freund der althöfischen Dichtung und verehrte gleich diesem besonders Wolfram von Eschenbach. Nach dem alten ritterlichen Ideal lebend, war er doch anderseits ein Kind seiner nüchternen Zeit und parodierte jenes vielleicht mehr, als es in seiner Absicht gelegen war. So in einem recht schmutzigen Schwank, in dem ein Graukopf im hochtrabenden Stil des althöfischen Minnewerbers um Liebe wirbt und dafür derb heimgeschickt wird. Ganz im Gegensatz dazu erzählt er in dem Schleiertüchlein die empfindsam rührende Minnegeschichte eines Ritters. Am liebsten pflegte er die Allegorie und schrieb in dieser Form zwei geistliche Gedichte, den goldenen Tempel und Jesus als Arzt, und zwei gereimte weltliche Erzählungen. Das Lob seiner Zeitgenossen erwarb er sich durch das große allegorische Gedicht die Mörin, das er in seinem hohen Alter verfaßte (1453) und dem Pfalzgrafen bei Rhein Friedrich I. und seiner Schwester Mechthild, der Erzherzogin von Österreich, widmete. Der Beifall setzte sich im sechzehnten Jahrhundert fort, in dem das Gedicht mehrmals, zuerst 1512, gedruckt wurde.

Der Dichter geht in der lichten Sommerzeit in einem Wald spazieren (Beilage 57) und findet bei einer Quelle einen Greis (Edart) und einen Zwerge, die ihn ohne Umstände binden und zur Frau Venus bringen, wo er vor Gericht gestellt wird, weil er sich mehrerer Verbrechen gegen die Göttin, namentlich der Treulosigkeit gegen die Geliebte, schuldig gemacht habe. Eine Möhrin, Brünhilde mit Namen, wird von Frau Venus zu seinem Ankläger ernannt, während der getreue Edart des Dichters Sache verteidigt. Der Gemahl der Königin Venus, der Tannhäuser, führt den Vorsitz im Richterkollegium. Da sich dieses nicht einigen kann, wird der Angeklagte abgeführt und schließlich freigesprochen. — Innerhalb dieser dürftigen Rahmenerzählung entwickelt der Dichter seine Anschauungen über das Minnewesen, seine theologischen und juristischen Kenntnisse, schildert ein Turnier und schiebt Erinnerungen an die Volks Sage und an das höfische Epos ein.

Von den Zeitgenossen viel bewundert und neben Wolfram gestellt ward der bayerische Ritter Hadamar von Laber, der zwischen 1335 und 1340 in der Titulrestrophe unter dem Bilde einer Jagd das ritterliche Minnewesen darstellte.

Der Minnejäger ist der Dichter, sein Herz der Spürhund, der ihn auf die Fahrt eines edlen Wildes, der Geliebten, führt. Dem Jäger folgen seine Hunde, Glück, Lust, Liebe, Freude, Trost, Stäte, Treue und andere personifizierte Begriffe. Als er dem Wilde nahe kommt, wird das Herz verwundet. Schon glaubt er einmal, das Wild fangen zu können, als Wölfe (die Merker) es verschrecken. Darob klagt der Dichter, tröstet sich aber in der Hoffnung, mit Treue und Harren es doch noch erreichen zu können.

Dem Verfall des Rittertums, den Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauenbuch beklagt, sucht um 1270 der österreichische Dichter Konrad von Haslau in seinem satirischen Zeitgedichte Der Jüngling dadurch entgegenzuarbeiten, daß er die Erziehungsmethode der Jugend geißelt. Eine Strafpredigt auf alle Stände hält um 1276 nach einer etwa um 50 Jahre älteren lateinischen Vorlage ein bayerisch-österreichischer Geistlicher in dem Buch der Rügen. Viel kräftiger als diese ziemlich farblose Übersetzung sind 15 Gedichte eines bejahrten niederösterreichischen Ritters, die unter dem Namen des im 13. auftretenden Spielmanns Seifried Helbling gehen. Der Verfasser selbst hat mit Bezugnahme auf die dem lateinischen Lucidarius, einer populären Enzyklopädie, nachgebildete Form des Gespräches eine Gruppe von acht Gedichten den Kleinen Lucidarius genannt und darin das Verhältnis zwischen dem fragenden Knappen und dem antwortenden Ritter so gestaltet, daß es den künstlerischen Charakter seiner Satire zu steigern

geeignet war. Zwischen 1283 und 1299 verfaßt, reihen sich Helblings satirisch=didaktische Gedichte würdig denen seiner Vorgänger, Heinrichs von Melk, Bernhers des Gärtners und insbesondere Konrads von Haslau an, dessen Kunst unmittelbarer Darstellung von Handlungen Helbling fortsetzt und weiter entwickelt. Scharf beobachtend, wählt er nur charakteristische Einzelheiten zu Gegenständen seiner Satire und indem er auch dort, wo er auf ganze Stände abzielt, an einzelne erdichtete Personen anknüpft und sie in bestimmten Situationen und Handlungen begriffen zeichnet, schafft er das bei Konrad von Haslau nur im Keime vorhandene satirische Genrebild. Außer Haslau und Bernher haben auch der Stricker, Reidhart, Steinmar, vielleicht auch Thomaſin von Zirklaria auf Helbling eingewirkt und den Boden vielfach verzweigter Überlieferung geschaffen, auf dem der Inhalt seiner Gedichte ruht. Sie stellen das Leben der höheren und niederen Stände dar, der Fürsten und Ministerialen, der Ritter, Knappen, der über ihren Stand sich erhebenden Bauern und des Klerus und wissen an den Frauen manches zu tadeln. Es weht durch sie der Zug lebendiger und frischer Teilnahme an den Vorgängen des wirklichen Lebens, das durch die Phantastik des höfischen Romans in Österreich nie zurückgedrängt wurde.

Der Ritter im kleinen Lucidarius behandelt die Gegenstände, die sein Knappe der Reihe nach zur Sprache bringt, mit Hilfe eines Ehrenrates, der sich aus sieben Tugenden zusammensetzt. Eine Allegorie sehen wir auch angewendet in dem Renner, dem berühmten Lehrgedichte, das der Schulmeister Hugo von Trimberg um 1296 begann und 1300 zu einem vorläufigen Abschluß brachte. 64 Jahre hatte er damals bereits gelernt und 42 die Schule von Teuerstadt, einem Vororte von Bamberg, geleitet. Schon seit seiner Jugend hatte er Bücher gesammelt und 200 zusammengebracht, seine zwölf eigenen mit eingerechnet, von deren Erlös er im Alter ein notdürftiges Auskommen zu finden hoffte. Doch die Erwartung erfüllte sich nicht, da niemand die Kunst lernen wollte, „die manchem Ehre und Gunst brächte“, und die „Büchlein“ in der Kiste liegen bleiben mußten. Von diesen Werken waren sieben in deutscher, die anderen in lateinischer Sprache abgefaßt. Erhalten sind uns von den letzteren eine *Laurea sanctorum* und ein *Registrum multorum auctorum classicorum*, ein Verzeichnis alt- und mittel-lateinischer Schriftsteller in lateinischen Reimversen vom Jahre 1280, von den deutschen nur der Renner und die darin aufgenommenen Teile des Sammlers, eines 1266 verfaßten, aber unvollendeten Gedichtes. Der Renner erwarb dem Dichter Ruhm bei seinen Zeitgenossen und bewahrte ihn auch bei der Nachwelt. Denn beliebt, wie wenig Bücher der vorreformatorischen Zeit, wurde er wiederholt abgeschrieben, noch 1549 gedruckt und schon im vierzehnten Jahrhundert in dem Meister Renaus, einer Beschreibung der sieben Haupttünden, in weltlich volkstümlicher Behandlung und allegorischer Einkleidung, wenigstens in der Rahmenerzählung, nachgeahmt. Man fand eben im Renner, was man wünschte, ein Buch, das nach Inhalt, Geist und Behandlungsweise die Strömungen der sich vorbereitenden neuen Epoche deutschen Kulturlebens getreu widerspiegelte. Der Bürger übernimmt in ihr an Stelle des Ritters die führende Rolle und sucht, nachdem er im politischen Leben eine Stellung sich errungen, auch seinen neuen, sittlichen wie gesellschaftlichen Anschauungen Geltung zu verschaffen. Und bürgerlich ist auch Hugos Gesinnung; mit allen seinen Gefühlen steht er auf Seiten des Volkes. Zwar tadelt er die Gebrechen, die er hier findet, aber ungleich scharfer bekämpft er die Fürsten, Ritter, Geistlichen und Advokaten, die Vertreter des römischen Rechtes.

Er weist auf die Gleichheit aller Menschen hin, erklärt, daß wahrer Adel nicht in der Geburt und im Reichtum, sondern im tugendhaften, frommen Wesen liege, und findet die wahre Menschenliebe nur mehr in den niederen Ständen. Für diese breiten, emporstrebenden Massen und nicht, wie der Weltliche Gast, für einen bevorrechteten Stand, hat Hugo in seinem Renner durch die Schilderung der Laster mittelbar auch eine Tugendlehre aufgestellt, die Torheit und Verderbtheit der Menschen nach Helblings Art in satirischen Bildern aus dem wirklichen Leben veranschaulicht und, freidank nachahmend, eine Fülle volkstümlicher Weisheit niedergelegt. Und um in diesen Kreisen, zu denen Hugo durch seine Stellung in nächster Beziehung stand, Anklang zu finden, hat er den reichen Inhalt in eine dem Volke gefällige, der populären Predigt nachgebildete Form gebracht, den trockenen Lehrton oft gewürzt durch eingestreute Fabeln, Parabeln, geistliche und weltliche Historien, Sprüche und Priameln, durch Vorträge über die vier Elemente, die Natur der Menschen, Tiere, Vögel und Steine, den Wert der Sprache, ihre gute und schlechte Anwendung und



Dem gefell vankt den starb begemisset  
 Der ankut m'her werd' zerisset  
 Traug her gem' em vnd verquell  
 Her' in mund zuieben wein vnd her'schell  
 Wegen hegen vnmüg klaffen  
 Schimfen casten vmb sich claffen

Eine Szene aus dem „Renner“ des Hugo von Trimberg.

Nach der Handschrift 3086 der k. u. k. Hofbibliothek in Wien. (15. Jahrh.)



durch philologische Erörterungen, die nicht nur des Dichters ausgedehnte Sprachkenntniſſe dartun, sondern auch durch die charakteriſtiſche Bezeichnung der wichtigſten deutſchen Mundarten Intereſſe gewähren. Das Buch bot wirklich, wie ſein Verfaſſer ſagt, viel Wachs und Honigſeim, weltliche und heilige Lehre, und der Leſer nahm daraus, was ihm paſſend ſchien, und brachte es in ſeines Herzens Schrein. Aber der Freude an den Einzelheiten vergaß man das Gedicht auf ſeinen künſtleriſchen Wert zu prüfen, ſtieß ſich nicht an den vielen Wiederholungen und vermifchte weder die einheitliche Vortragsweiſe noch die Entwicklung der Allegorie, die Hugo ſeinem Gedichte als Diſpoſition vorausſchickt.

Auf einem Spaziergang kommt der Dichter in eine blumige, von Bergen umgebene Au, in deren Mitte ein fruchtbeladener Birnbaum ſteht. Unter ihm iſt wonnigliches Gras, in ſeinem Bereich ein Dornſtrauch, ein Brunnen und eine Lache. Da fährt ein Windſtoß in die Zweige des Baumes und ſchüttelt ſie ſo derb, daß die Früchte herabfallen. Einige fallen in die Dornen, andere in den Brunnen, in die Lache oder in das Gras. Die Au bedeutet die Welt, die Berge ſind die Sorgen, die ſie umfangen, der Baum verſinnbildet Adam und Eva, ſeine Früchte die Menſchen. Werden ſie vom Winde, „Herrn Jürroiß“ bei den Mädchen, „Herrn Selphart“ (Selbſtſucht) bei den Jünglingen, geſchüttelt, dann fallen einige in den Dornſtrauch der Hoffart, andere in die Lache der Schlemmerei und ein Teil in das grüne Gras der Reue.

Nach dieſem Grundriß werden nun die drei Hauptfäden in einzelnen Kapiteln behandelt, die anderen vier nebt kleineren Gebrechen gelegentlich eingefügt. Die Redſeligkeit aber des Eifers, in dem ſich Hugo nie genug tun kann, das Streben, alle Schwächen der einer Sünde beſonders verfallenen Stände zu ſchildern, die Mannigfaltigkeit der Quellen, aus denen er ſchöpft, und die vielen Zuſätze, die er bis 1313 machte, wirkten zuſammen, daß er den anfangs eingeleiteten Weg oft nicht mehr findet und die Grenzen der Diſpoſition verwiſcht werden. Hugos Gedanken ſchweifen hin und her über alle Gebiete des menſchlichen Lebens, wie Laune und Gelegenheit es mit ſich bringen, und darum hat er ſein Werk einem vorwärts rennenden Koſſe, ſich ſelbſt einem Reiter verglichen, mit dem ſein Koſſ durchgehe, und es den Kenner genannt. (Beil. 58.) Eine Reihe lateiniſcher Klaſſiker, Kirchenväter und ſpäterer Schriftſteller, die mündliche Überlieferung, Selbſtbeobachtung, Freidank und vor allem die Bibel lieferten dem gelehrten Dichter den Stoff zu ſeinem merkwürdigen Werke, das zu einem Umfang von nahezu 25000 Verſen anſchwoll und in die Geſchmacksrichtung des Meiſtergeſanges hinüberleitet. Bezeichnenderweiſe reicht Hugo unter den Minneſängern und Spruchdichtern, deren Lob er in einem Abſchnitte ſeines Buches verkündet, bei aller Anerkennung Walthers und Konrads von Würzburg die Palme dennoch dem bürgerlich gelehrten Marner. Der Inhalt der höfiſchen Epik erſcheint ihm als Phantaſterei und Lüge und deren ſeine Darſtellungsart ſucht er durch Keimerei zu erſehen.

Ungefähr ein Jahrhundert nach Hugo dichtete Hans Wintler, ein tiroler Adeliger, auf dem Schloſſe Kunkelſtein die Blumen der Tugend (1412) nach dem italieniſchen Werk *fiori di virtù* des Thomasin Leoni und einem ihm in den Handſchriften beigeſetzten Anhang. Darin werden ſiebzehn Tugenden und jedesmal auch ein entſprechendes Laſter ihrem Weſen nach erklärt, durch Gleichniſſe und Erzählungen erläutert und im fünfunddreißigſten Abſchnitt die Mäßigkeit behandelt. Die Anekdotenſammlung des Valerius Maximus in Heinrichs von Mägeln Überſetzung, mündliche Überlieferung und eigene Erfahrung ſteuerten dem Verfaſſer allerlei zu ſeinem Werke bei, das durch ſatiriſche und lehrhafte Ausblicke auf die Zeitverhältniſſe, darunter durch die ſchonungsloſe Beurteilung der Übelſtände unter dem Adel, für die Kulturgeſchichte ebenſo wichtig iſt, als es durch die Beſchäftigung mit dem Volksaberglauben einen wichtigen Beitrag zur Mythologie liefert.

Zur Karikatur wird die Satire in dem Gedichte des Teufels Rey, das ein Alemanne unter dem Einfluß des Schachbuches wahrſcheinlich zwiſchen 1415 und 1418 verfaßt hat. Durch Detailschilderungen aus dem Leben der niederen Stände bietet es dem Kulturhiſtoriker intereſſanten Stoff; im allgemeinen aber wirkt die peſſimiſtiſche Weltanſchauung unerquicklich. Sprache und Verſe ſind roh, die allegoriſche Einkleidung iſt nicht glücklich durchgeführt, die Darſtellung durch die immer wiederkehrenden Fragen des Einſiedlers eintönig, die Sittenschilderungen, die ſonderbarerweiſe der Teufel entwirft, werden nirgends durch eingestreute Erzählungen belebt.

Neben den Lehrgedichten, die alle Stände durchbeſcheln, gab es auch ſolche, die einzelnen Ständen ihre Pflichten in Erinnerung bringen. So den Rittern Johannes Rothe (geſtorben 1432) in ſeinem Ritterspiegel und den Beamten und Ratgebern der Fürſten in des Rates Zucht. Wie es bei Hof ſtand, ſchildert, Ammenhausens Schachbuch ausnugend, der pfälziſche Hofmeiſter Johann von Morsheim (1497) in ſeinem ſpäter mehrfach gedruckten Spiegel des Regiments. Wieder andere Lehrgedichte ſind auf beſtimmte Verhältniſſe gemünzt. Hierher gehören die teilweise auf ältere Vorlagen zurückweiſenden Tiſchzuchten, die Anſtandsregeln für das Benehmen bei Tiſch enthalten, ferner Geſundheitsregeln, Ermahnungen gegen das Würfelſpiel und andere Keimereien.

Es gab kaum ein Gebiet im menschlichen Leben, das nicht in kurzen Gedichten mit gepaarten Reimen, den sogenannten Reimreden, wäre behandelt worden. Ihrem Inhalte nach überaus mannigfaltig, bilden sie eine Fortsetzung und teilweise Entartung der alten Spruchpoesie und wurden oft gewerbsmäßig verfertigt. Nach den Sängern fanden auch die Vertreter dieses Berufszweiges, die Reimsprecher, an den Höfen und in den Städten ihre Zuhörer, mochten sie nun ein bedeutendes geschichtliches Ereignis, eine Festlichkeit oder eine bestimmte Persönlichkeit verherrlichen oder sonst zur Belehrung und Unterhaltung ihre oft improvisierten Sprüche hersagen. Dabei kam es nicht auf den Inhalt an; er durfte unbedeutend, gleichgültig sein, wenn ihm nur der Reimsprecher eine wibige Seite abzugewinnen wußte. In solchen Reimereien gefiel sich in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts der König von Odenwald, wahrscheinlich noch am bischöflichen Hofe zu Würzburg; wenigstens sind seine kleinen Gedichte nicht weit vom Herde weg; denn er schrieb eine Lobrede auf das Huhn zumgunsten der Singvögel, andere auf die Gänse und das Schwein und preist das Stroh auf Kosten der Seide.

Viel ernstere und höhere Ziele strebte Heinrich der Teichner an, der eigentliche österreichische Sittenprediger des vierzehnten Jahrhunderts. Wenig anziehend zwar durch dichterische Kunst, ist er in seinen auf mehrere Hundert sich belaufenden und etwa 70000 Verse zählenden Reimsprüchen der Richtung wie dem Inhalte nach eine der originellsten und bemerkenswertesten Persönlichkeiten seiner Zeit.

Er war zu Beginn des genannten Jahrhunderts, vielleicht in der Steiermark, aus bürgerlichem Stande geboren, führte eine Zeitlang ein Wanderleben und scheint dann, von seiner Dichterei lebend, in Wien ansässig gewesen zu sein, wo er um 1377 starb. Ohne eine gelehrte, d. h. lateinische Schulbildung genossen zu haben, verfügte er doch über nicht unbedeutende naturwissenschaftliche und theologische Kenntnisse, zitiert die Bibel und Kirchenväter, Seneca, Berthold von Regensburg und ist vertraut mit dem Freidank, dem Buch der Väter, der Fabel- und Legendensliteratur.

Teichner nennt sich einen „Sprecher“ und stellt den Spruch höher als das Lied. Die Kunst ist ihm ein Wissen, das Wort gilt ihm mehr als die Weise. Daher verwendet er nirgends eine lyrische Form, sondern bedient sich ausschließlich der kurzen Reimpaare und baut seine Verse ziemlich frei, obgleich mit dem Streben nach regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung. Seine Sprüche sind meistens zum mündlichen Vortrag bestimmt und überschreiten daher mit Ausnahme des von der unbefleckten Empfängnis und des Buches der Weisheit nieden Umfang von 50 bis 100 Reimpaaren. Für die breiten Schichten des Volkes dichtend, strebt er überall nach unmittelbarem Ausdruck des Gedankens, schreibt in kurzen Sätzen, die sich nur durch Metrum und Reim von der Prosa unterscheiden, und in der Sprache des gewöhnlichen Lebens. Er meidet die geblünte Rede und unterscheidet sich dadurch wie durch die metrische Kunstlosigkeit von den Meistersingern, mit denen er sich nur in der Wahl religiöser und moralischer Stoffe berührt. Für die Anlage seiner Sprüche wählt er zuweilen die vorhandene Bispelform und ordnet dann der Erzählung die Lehre unter; meistens aber weicht er davon ab und spitzt die Fabel auf die Lehre zu. Einige Sprüche sind durch die bekannte Allegorie des Ganges auf Abenteuer oder durch auffordernde Formeln, wie z. B. ainer fragt mich, ainer pat, daz ich im sait, eingeleitet, andere sind rein lehrhafter Natur und beginnen mit dem Gegenstand, dessen Erörterung dann folgt. Am Ende pflegt sich der Dichter zu nennen: also sprach der Teichner. Treffend vergleicht er seine Kunst mit einem Spiegel, in dem jeder sein Bild schauen könne, unverzerrt und verschwiegen, richtig und wahr. In Lob und Tadel einzelner ist er gleich zurückhaltend und wird nie persönlich, um niemand durch seine Rede zum Zorn zu reizen und keinen Streit zu erregen. Denn Gottes und der Menschen Huld zu besitzen, gilt ihm als das Höchste. Mögen aber auch die persönlichen Beziehungen in den Sprüchen fehlen, so sind sie doch nicht an Parteien, sondern an einzelne gerichtet, oft an solche, die ihn darum gebeten haben. Auf diese will er wirken und sie gleich sich selbst zum Nachdenken, zur Einkehr in sich und zur Besserung bewegen. Das ist der Zweck seiner Sittenlehre und die Welt bietet ihm, wohin er schaut, genug Anlaß zum Tadel. Freilich mußte der Teichner wegen dieser seiner sittenrichterlichen und religiösen

Hier  
 1  
 21

**D**an als hebt sich an anster hemreich des Teichner  
 ist der hmel insolicher was spruch und redt dem  
 was in nymant verdinen mag got genädig  
 wie sullen wir dann thomen hyn an von gotes genad  
 Des moecht wol fragen ein tübmer man  
 Das wil ich im hie gaigen  
 Er stol sich aynefeltiglichem narren  
 vnd such genad frue vnd spat  
 Geint er rechtz nicht enhatt  
 So reyz er auf genadn gill  
 Als ich euch pesthayden wil  
 Wann ein hold ist so forchten vol  
 So er für sein heren stol  
 vnd weis auf ym grosse schult  
 So chumbt er nymmer paz zehuld  
 Wann das er spredh mit gutem muet  
 lich her leib vnd guett  
 Das ist eur vnd nicht mein  
 Nu tuet was eur genad sein  
 So muess d' her genad han  
 Das er nymn het getann  
 Durch gab vnd pet durch ctain' slacht  
 Der hold es neuer pozzet macht  
 ob er seyne recht für geit  
 oder pyttet im der geit  
 Die weil der her ist ungemüt  
 im ist chainer lay so guet  
 An das er sich geb in genad  
 Das gwinnt den heren zu dem psad  
 Wie ernst ym was das er muess hengn  
 Also ist der her vil strenge  
 für den wir alt müssen gan  
 vnd auch in grossen schulden stan

Anfang des Gedichtes „von gotes genad“ von Heinrich dem Teichner.

Nach der Handschrift 2848 der I. u. I. Hofbibliothek zu Wien (15. Jahrhundert).

Erklärender Abdruck  
zum umstehenden Anfang des Gedichtes „von gotes genad“  
von Heinrich dem Teichner.

Als hie hebt sich an maister heinreich des Teichner  
spruch vnd redt von dem got genädig.

Von gotes genad.

Nun ist der himel in solicher wag,<sup>1)</sup>  
Das in nymant verdinen mag.  
Wie sullen wir dann chomen hinan?  
Des<sup>2)</sup> möcht wol fragen ein tubmer<sup>3)</sup> man.  
Das wil ich im hie tzaigen,  
Er schol sich aynfeltigklichenn naygen  
Und suech genad frue vnd spat.  
Seint<sup>4)</sup> er rechtes nicht enhatt,<sup>5)</sup>  
So reyz er auf genaden tzill,<sup>6)</sup>  
Als<sup>7)</sup> ich euch peschayden<sup>8)</sup> wil  
Wann ein hold<sup>9)</sup> ist forchten<sup>10)</sup> vol,  
So er für seinn herrn schol,  
Und weiß auf ym<sup>11)</sup> grosse schult,  
So chumt<sup>12)</sup> er nymer paz<sup>13)</sup> ze huld,<sup>14)</sup>  
Dann das<sup>15)</sup> er sprech mit gutem muet:  
„Lieber herre, leib und guett,  
Das ist ewr<sup>16)</sup> vnd nicht mein,  
Nu tuet was ewr genad sein.“<sup>17)</sup>  
So muess der herre genad han,  
Das er nymmer hiet<sup>18)</sup> getann  
Durch gab und pet,<sup>19)</sup> durch ckaine slacht,<sup>20)</sup>  
Der hold es nuer pozzer<sup>21)</sup> macht,  
Ob<sup>22)</sup> er seyne recht fur geit,<sup>23)</sup>  
Oder pyttet inn der tzeit,  
Die weil der herre ist vngemüt.<sup>24)</sup>  
Im ist chainer lay so guet,  
An das er sich geb in genad.  
Das tztwingt den herren zu dem pfad,<sup>25)</sup>  
Wie ernst ym was, das er mues hengen.  
Also ist der herre vil strenge,  
Für<sup>26)</sup> den wir all müssen gan,  
Und auch in grossen schulden stan.

<sup>1)</sup> So beschaffen; <sup>2)</sup> darum; <sup>3)</sup> i. tumber = einfältiger; <sup>4)</sup> da, weil;  
<sup>5)</sup> nicht hat; <sup>6)</sup> Ziel; <sup>7)</sup> wie; <sup>8)</sup> erklären; <sup>9)</sup> Untertan; <sup>10)</sup> voll Furcht; <sup>11)</sup> sich;  
<sup>12)</sup> kommt; <sup>13)</sup> mehr, besser; <sup>14)</sup> zu Gnaden; <sup>15)</sup> als wenn er; <sup>16)</sup> euer; <sup>17)</sup> ist;  
<sup>18)</sup> hätte; <sup>19)</sup> Bitten; <sup>20)</sup> auf keine Weise; <sup>21)</sup> schlechter; <sup>22)</sup> wenn; <sup>23)</sup> vorbringt;  
<sup>24)</sup> zornig; <sup>25)</sup> Weg der Gnade; <sup>26)</sup> vor.

Sprüche den Spott jener ertragen, die ihn lieber von Ecken, Minne, Ritterschaft, Gesang und Saitenspiel reden hören wollten; aber die weite Verbreitung und große Anzahl seiner Gedichte zeigt, daß er mit seiner an Geist und Gemüt anknüpfenden Belehrung dennoch dem Verlangen vieler entgegenkam. Ihre Wirkung erstreckt sich, wie wir schon aus den vielen Abschriften schließen können, bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein. Noch an dessen Ende wird er durch August von Hamerstetten als wohlbekannter Dichter gerühmt. Auch der Wolkensteiner kannte ihn und Rosenplüts ernste Gedichte scheinen unter des Zeichners Einfluß entstanden zu sein. (Beilage 59.)

Die charakterfesteste Gesinnung und das poetische Schaffen des Zeichners rühmt sein Landsmann und Zeitgenosse Peter der Suchenwirt in dem poetischen Nachrufe, den er dem Andenken des Freundes widmet. Auch der Suchenwirt ist ein Reimsprecher, unterscheidet sich aber von jenem trotz mannigfacher Berührung in der Wahl der Stoffe schon dadurch, daß er die lehrhafte Richtung stets mit der historischen zu verbinden strebt. Er war bürgerlichen Standes, mußte um des lieben Brotes willen eine Zeitlang ein Wanderleben führen, wurde um 1378 Hausbesitzer in Wien und starb um 1395.

Vom Beginn seiner dichterischen Tätigkeit (um 1353) bis 1378 pflegte er in hervorragender Weise eine Gattung, die ihn in einem Berufe zeigt, der seinen Erwerb in den adeligen und höfischen Kreisen suchte, ähnlich dem der späteren Wappenherolde und Ehrenholde, doch nicht so beamtenartig und an einen bestimmten Herrn gebunden. Er nennt sich selbst einen Knappen, der sich auf die Merkmale der Wappen wohl versteht, und gehörte zu jenen, die er Knappen von den Wappen nennt, die die Wappendichtung pflegen. Sie mußten bei höfisch-ritterlichen Veranstaltungen Dienste leisten, die Einladung zum Turnier umhertragen, die Wappen nach den Regeln der Kunst blasonieren und mit Benützung überlieferter Formen und Formeln als Spruchsprecher im Reimvers vortragen, was sie bei solchen Gelegenheiten zu sagen hatten. Sie dichteten auf Bestellung oder in der Hoffnung auf Lohn zu Ehren lebender oder verstorbener Fürsten Lobreden, sogenannte Ehrenreden, die im letzteren Falle nach Art der späteren humanistischen Gedächtnisrede vielleicht einen Teil der Totenfeier bildeten. Suchenwirt hat 16 solcher Ehrenreden auf Verstorbene verfaßt und damit seinen Ruhm begründet. Er übte sich auch in freier schriftstellerischer Tätigkeit, und ein günstiges Geschick hat es möglich gemacht, daß wir ziemlich klar in seine dichterische Entwicklung sehen können. Eine in Wien aufbewahrte Haupthandschrift seiner Gedichte bringt nämlich die enthaltenen 40 Stücke in chronologischer Folge. Da finden wir, daß er mit den Ehrenreden eine Travestie, Lügenmärchen, Scherzgedichte und Allegorien wechseln ließ, von 1370 ab sich mehr dem moralisierenden und religiösen Lehrgedichte zuwandte und nach 1378 in besonderer Art historische Zeitgedichte verfaßte. Suchenwirt war tüchtig, wenn auch nicht gelehrt gebildet, und konnte lesen und schreiben; Französisch und Latein waren ihm fremd. Er kannte Wolframs Parzival, den Wigalois, Lancelot, Motive aus der Heldensage und aus Reidhart; besonders aber hebt er die Kunst Konrads von Würzburg hervor und das ist bezeichnend. Denn auf diesen geht die Wappendichtung zurück; er hatte in der Klage der Kunst ein Muster für die kleinen allegorischen Aventiuregedichte aufgestellt und den Begriff der Kunst im Gegensatz zur Unkunst entwickelt, der dann, in geänderter Umformung, den Meisterjüngern maßgebend wurde. Von Suchenwirts geistlicher Gelehrsamkeit zeugt das Brunkstück „Die sieben Freuden Mariens“. (Beilage 60.) Die Darstellung in den Gedichten Suchenwirts erinnert bei allem „Blümen“ (Florieren), der Ausschmückung mit sprachlichen und gedanklichen Figuren, noch an die höfische Kunstdichtung, wie er denn auch die althöfischen Tugenden hochhält und verriecht.

Der Suchenwirt erhob sich als Dichter weit über die Durchschnittshöhe der Fahrenden seines Standes und darum war seine Rede geschätzt, nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung, sein Name bekannt. Und seines Wertes sich voll bewußt, konnte es dieser ehrenfesten, tief religiösen Charakter auch wagen, den Mächtigen dieser Erde, obzwar er für sie ausschließlich dichtete, mit herbem Tadel entgegenzutreten und sie Zucht und Ehre zu lehren, zumal wenn sie

das Wohl des Städters und Bauers gefährdeten. Und gerade durch diesen Freimut stieg der nach den Idealen einstiger Kaiserherrlichkeit lebende Poet in der Bewunderung der Nachlebenden, von denen ihn Hugo von Montfort für alle seine Dichtungen „von Gott und dem Wappen“ zu seinem Vorbild nahm.

Einen höfischen Wappendichter nennt sich auch einmal der Gelbgießer und Büchsenmeister Hans Schnepferer (der Schwäzer), genannt Rosenplüt. Doch findet sich unter seinen Reimsprüchen nur der auf den Herzog Ludwig von Bayern-Landshut, in dem sich mit dem Lobe des Fürsten auch eine Beschreibung des Wappens verbindet (1460). Erst in vorgerückten Jahren scheint er sein Gewerbe aufgegeben und diesen Beruf gewählt zu haben. Doch war ihm das Heroldsgewand nicht lange bequem, denn er fühlte mit den Städtern und Bürgern und meinte, daß Deutschlands Heil nicht auf dem verkommenen Raubadel, sondern auf dem Bauer und Bürger beruhe. Darum verherrlichte er schon 1447 in seinem Lobspruche auf Nürnberg den Rat, die Bürgerschaft und die Einrichtungen dieser Stadt, in der er zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts geboren war.

In den Dienst des üppigen Wohllebens dieser reichen und selbstbewußten Stadt stellte er seine Reimverse und wurde ebenso zu ihrem Lokalpoeten, wie ein Jahrhundert später Hans Sachs, dem er vielfach die Wege ebnete. Ohne bedeutende poetische Schulung, lernte er hauptsächlich nur aus dem lokalen Volkswitz und Volksspruch und ersetzte, was ihm an Bildung fehlte, durch scharfe Beobachtung des ihn umwogenden Lebens. Dieses nahm er in sich auf und wußte es zu gestalten, freilich oft ohne Geschmack und Auswahl. Greulicher Unflut wechselt mit farbigen, obgleich barockkühnen Bildern und ernster Lebenserfahrung. Kaum gibt es eine in Nürnberg beliebte Dichtart, von der gereimten Zote bis zum geistlichen Lehrgedicht, an die Rosenplüt sich nicht gewagt hätte. Im allgemeinen lassen sich seine Gedichte in zwei Hauptgruppen teilen, in die volkstümliche Gelegenheitspoesie und in eine höhere literarische Gattung. Zu jener gehören die Fastnachtsspiele, in denen die auch in moralisch-satirischen Gedichten angewendete Gesprächsform weiter ausgebildet wird, die Priamel, Weingrüße und kleinere Gedichte, zu dieser die teils strophisch, teils unstrophisch abgefaßten historischen Gedichte, Sprüche über die sozialen Verhältnisse, ernste Erzählungen, Schwänke, die Wappen- und Lobreden und geistliche Lehrsprüche. Im Volkstümlichen ist zwar viel Schmutz aufgehäuft, aber die Darstellung ist urwüchsig und lebendig, das Ganze ein treuer Spiegel des städtischen Treibens. Insbesondere bot ihm die Priamel eine erwünschte Form, die ganze bunte Lebensfülle der einzelnen Stände und Berufsarten, die sein scharf schauendes Auge um sich sah, in schnell wechselnden Bildern auszugießen. Er ward zum Klassiker dieser Dichtart, deren Wesen darin besteht, daß einzelne miteinander zusammengestellte Sprüche einen allen gemeinsamen und auf jeden einzelnen gleichmäßig passenden Schlusssatz präambulieren, ihm vorangehen. Zart ist ein Neujahrsgruß („Klopf an, klopf an, der Himmel hat sich aufgetan“), und glücklich traf er auch den Ton des Volksliedes. Nach einer Lokaltradition soll er als Dominikaner in Nürnberg gestorben sein.

Ausschließlich mit der genealogischen Dichtung beschäftigte sich der Persevant und Ehrenholt Johann Holland von Eggenfelden, der in Diensten des Herzogs Ludwig von Bayern stand und 1424 im Auftrage des kaiserlichen Kanzlers Kaspar Schlickhens einen großen Spruch zu Ehren des bayerischen rittermäßigen Adels zusammenreimte. (Abb. S. 327.)

Dem Schnepferer geistig verwandt war Hans Holz, der 1479 aus seinem Geburtsorte Worms nach Nürnberg auswanderte und dort bis zu seinem Tode (vor 1515) als Barbier (Wundarzt) und Dichter wirkte. Er war Meistersinger, dichtete Verse geistlichen und weltlichen Inhalts in mancherlei Tönen und wurde von Hans Sachs unter die zwölf alten Meister gerechnet; doch läßt sich eine Wirkung der Schule nur in der Vers- und Reimtechnik, nicht aber im Inhalte seiner vom Regelzwange freien Dichtungen erkennen. Denn er behandelt in den Reimsprüchen Stoffe der gemeinsten Art neben geistlichen, wie das tägliche Leben sie ihm eben bot. Recht derb und schmutzig sind seine Schwänke, in denen er oft schon Dagewesenes nur in das neue

grobe Gewand kleidet, und voll von Zoten und Unflät sind seine Fastnachtsspiele, die indes durch ihre etwas gebundenere Gestalt gegenüber Rosenplüt einen gewissen Fortschritt bezeichnen und die Ausgestaltung dieser Dichtart durch Hans Sachs vorbereiten. Zur derben Satire verwendet Folz die Form des Klopjan in seinen Neujahrsgedichten, in denen Leute verschiedenen Standes und Charakters eingeladen werden, anzuklopfen, worauf er ihnen in derber Weise seinen Bescheid gibt. Einen seltsamen Kontrast zu der Schmutzliteratur des „durchlauchtig deutschen Poeten und Balsbierers“ bildet der sittlich ernste Ton, den er nicht selten anschlägt. Um seine Reimreden zu verbreiten, ließ er sie, wie es seit Erfindung der Buchdruckerkunst und der Ausbildung des Holzschnittes auch sonst üblich war, größtenteils als illustrierte Einzeldrucke ausgehen. Sie waren aber wie die Rosenplüts nicht bloß zum Lesen, sondern auch zum Vortrage bestimmt; daher im Eingange die Aufforderung zum Stillschweigen und Aufmerken oder die Darbietung des Ganzen in Form einer Rede, die der Dichter als griechischer Arzt, Prediger oder in einer anderen Rolle hält.

In allen Arten der Lehdichtung finden wir Sentenzen, Bibelsprüche und Sprichwörter eingestreut; damit nicht zufrieden, hat man auch selbständig vieles derartige aufgezeichnet und die alten Spruchsammlungen, Freidank und Kato, ganz oder stückweise vervielfältigt und ausgenutzt. Weit verbreitet war in verschiedenen deutschen Fassungen die alte Überlieferung von dem rüpelhaften Marckolf, der im Wechselgespräche mit Salomon dessen Aussprüche durch seine derben, mit Vorliebe unflätigen Gegenreden abtrumpft. Auch in den Schwänken, die sich an das Zwiegespräch anschließen, zeigt stets der plumpe Tölpel seine Überlegenheit, die schließlich selbst Salomon anerkennen muß. Es entsprach ganz dem zur Satire auf die höheren Stände geneigten Sinne der Zeit, die Weisheit des Königs durch den Naturwitz des Bauers, das Ideale durch das Gemeine, das Erhabene durch das Lächerliche abgeführt zu sehen. Daher wurde die lateinische Prosa, die den deutschen Dichtern als unmittelbare Vorlage diente, immer aufs neue bearbeitet. Im vierzehnten Jahrhundert brachte sie ein mittelfränkischer Mönch, um 1450 Gregor Hayden in deutsche Verse; mehrmals wurden sie auch dramatisiert und besonders in einer Prosaübersezung als Volksbuch verbreitet, das bis in die klassische Zeit die Erinnerung an Marckolf lebendig erhielt. Allerlei Belehrendes in bequemer Form bietet Konrad Danksgrubheim, Schulmeister zu Hagenau im Elsaß, den Kindern in seinem heiligen Namenbuch (1435), indem er zwischen die Namen der Heiligen allerlei Bauernregeln, Wetterbeobachtungen und Gesundheitsregeln einstreut.

Der Vorliebe der Zeit für kleine Erzählungen, die mit Witz auch Sinnbildlichkeit und Nutzenanwendung verbanden, entsprach vor allem die äsopische Fabel. Daher wurden die im Mittelalter verbreiteten lateinischen Sammlungen solchen Inhalts wiederholt bearbeitet und zur Grundlage deutscher Fabelbücher, in die auch Stücke aus ähnlichen Sammelwerken, wie z. B.



Johann Holland, ein Ehrenholt.  
Titelblatt der Herzogenburger Handschrift.

aus den Gesta Romanorum, der Disciplina clericalis des Petrus Alfonsus und anderen, Aufnahme fanden. So brachte um 1349 der Berner Dominikaner Ulrich Boner seine Sammlung von 100 Fabeln zusammen, die er seinem Gönner, dem Berner Patrizier Johann von Ringgenberg, widmete und Edelstein nannte, weil sie einen Schatz kluger Fabeln in sich schliesse und einen guten Sinn erzeuge. Die Nutzenwendung, entweder eine breite Moralisation oder eine einfache Klugheitsregel, ist denn auch dem Dichter die Hauptsache. Er erzählt in seiner albernischen Mundart schlicht und klar, gemütvoll und warm, hält noch fest an den Traditionen mittelhochdeutscher Verknunst und erteilt seine Lehren mit Milde. Sie sind stets allgemein gehalten und meiden jede Anspielung auf bestimmte Verhältnisse. Und gerade weil Boners

## C xxv

**Id is yo vnder yw. al dat hir is  
De kōnynek sprack. is dat so wys  
So latet yw dat neen wonder syn**



**Dat nu myn herte lydet pyn  
Edder dat ick sus hebbe myszghelaet  
Ny heft myt syneme bözen beraet**

Eine Seite aus dem Reynke de Vos. Lübeck. 1499.  
Bellyn, der Widder, überbringt in einem Ränzlein den Kopf des von  
Reineken totgebissenen Esen.

Fabeln weder an Ort noch Zeit gebunden sind, blieben sie vor dem Alter geschützt und war ihnen eine außerordentliche Verbreitung und Beliebtheit beschieden. Sie wurden oft abgeschrieben, mit Bildern geschmückt und als eines der ersten deutschen Bücher zu Bamberg 1461 gedruckt (Beilage 61). Nachdem dann im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts zuerst Scherz wieder auf Boners Edelstein aufmerksam gemacht hatte, wurde er 1757 von Breitingen fast vollständig herausgegeben und Lessing widmete ihm ein eingehendes Studium.

Eine hervorragende Pflege fand die Tierfabel und die Tierfage in Niederdeutschland. Hier entstanden im fünfzehnten Jahrhundert zwei gereimte Bearbeitungen äsopischer Fabeln und mit dem niederdeutschen Reynke de Vos trat von den Niederlanden her von neuem das lehrhafte Tierepos in die deutsche Literatur ein. Während man sich im dreizehnten Jahrhundert in Oberdeutschland mit der Umarbeitung der Dichtung des Glichefaere begnügte, erhielt die Überlieferung von den Übeltaten Reinbarts

**G**ottlicher was hat fundmet  
 Dein gunttes Eyeff hirt magt vote  
 Auf endez zil von mein gunt  
 Gut ich dez fron gertes gunt  
 So möcht ich pawen lobes hort  
 gatterig und mätster leichew wort  
 Av hat mein sin nicht drefte  
 als vor mit mätster pfeffer  
 Von wirtzpuch mätster chunrat  
 Dich würdichleich gepropet hat  
 Maria mueter und matre  
 Demo hertzen smyt was dir berait  
 Darin er worat würdichleich  
 beticht von alarm gold reit  
 Darin gefnetzet und ugraden  
 Saffir hat fundtel schon erhaben  
 als demen lob mit ern gam  
 Er sit in spacher fünde gram  
 beserwet mit plume und ogle  
 der alben und Snewn ee  
 Graf er mit guntzen in den muet  
 Und tucht aus semer hagen grunt  
 die pateren füruch durch florit  
 Jag hater tum fiedgenbirt

Anfang des Gedichtes Peter Suchenwirts „Die sieben Freuden Mariens“.

Nach der Handschrift 2969, Bl. 272a der k. u. k. Hofbibliothek in Wien. (15. Jahrh.).

## Übertragung und Übersetzung

zu umstehendem Anfang des Gedichtes Peter Suchenwirts „Die sieben freuden Mariens“.

### Übertragung.

Götlicher weishait fundament,  
Dein gruntlos tyeff wirt nicht volent  
Auf endez tzil von meiner chunst.  
Hiet ich dez fron geistes gunst,  
So möcht ich pawen lobes hort,  
Materig vnd maisterleicheiv wort:  
Nv hat mein sin nicht chrefte,  
Als vor mit maisterscheffe  
Von wirtzpurch maister chunrat  
Dich wirdichleich gepreiset hat,  
Maria, mueter vnd mait.  
Seins hertzen smytt waz dir berait,  
Darinn er woricht wirdichleich  
Geticht von chlarm gold reich,  
Darinn gesmeltzet vnd vergraben  
Saffir, charfunkel schon erhaben,  
Als deinem lob mit ern tzam.  
Er sas in spaecher fünde chram,  
bestrewt mit pluemen vnd chle.  
Der alten vnd der newn ee  
Graif er mit chünsten in den munt  
Vnd ticht aws seinez hertzen grunt  
Die spaechen sprüch durch florit  
Ich peter tumer suechenbirt.

### Übersetzung.

Göttlicher Weisheit Grundfeste,  
Deine grundlose Tiefe wird nicht erschöpft  
ganz und gar von meiner Kunst.  
Hätte ich des heiligen Geistes Gnade,  
so könnte ich des Lobes Fülle pflegen,  
Inhalt und herrliche Worte.  
So aber ist es mein Geist nicht im stande  
wie einst mit Meisterschaft  
Meister Konrad von Würzburg  
dich würdig gepriesen hat,  
Maria, Mutter und Jungfrau!  
Seines Herzens Schmiede war für dich geschmückt,  
dort schmiedete er, wie es deiner Würde ziemte,  
ein Gedicht aus glänzendem Golde reich<sup>1)</sup>,  
darin geschmelzt und vergraben  
Saphir, Karfunkel schön erhaben,  
wie es deinem Lob in Ehren ziemte.  
Er sah in wohl erfonnener Gedanken Fülle,  
bestreut mit Blumen und Klee.  
Dem alten und dem neuen Bunde  
griff er kunstreich in den Mund<sup>2)</sup>  
und dichtete aus seines Herzens Grund  
die weisen Sprüche, geschmückt mit Blumen.  
Ich einfältiger Peter Suchenwirt

<sup>1)</sup> Die „goldene Schmiede“. <sup>2)</sup> D. h. er entnahm dem Alten und Neuen Testament die auf Maria bezüglichen Bilder.

wurzeln als ich hā geseit. Der nuzet nicht die fruchte  
 re gut. Der allzeit wil habē gutē mut. Er musz ir dar  
 ben sicherlich. Pei dieselē paum vernemet mich. Das  
 hohe auff gezogē lebē. Das nymāt hat vergebē. Er  
 musz sich ubē auff dē plan. Der tugēt vñ musz erbeit  
 hā. Er er auff dē hohē perg gat. Do d̄ lieplich paum  
 auf stat. wan̄ er d̄ fruchte lussikeit. Eupfydet so wirt  
 gar sein leit. Ezu stert vñ wirt sey freude groß. wan̄  
 er ster aller sorgē plos. Disz peispil sei geseit. allen  
 dē die do nemē an erbeit. wollust lob vñ cre. Helizen  
 ymermere. Das mag nymāt wol thū. Als verre al  
 ich mich verstū. Der paū ist aller tugēt vol. wer kūt  
 vñ weißheit habē sol. Sicher d̄ musz erbeit hā. Als  
 verre ich mich verstā. An erbeit nymāt uber sich mag  
 gā. Vñ auch die ewigē seligkeit han. An kunt vñ  
 an erbeit gar. wer an fleißigkeit sein iūge iar. Der  
 treiben wil in oppikeit. wirt er alt es wirt ym leit.



### Von gezwang der armen.



eine neue Form in dem Roman van den Vos Reinaerde, den Willem, ein Ostfläming, nach der 20. Branche des französischen Roman de Renart mit großem Geschick und unter Erweiterung der Vorlage verfaßte. Willems Dichtung, die schon 1280 ins Lateinische übertragen wurde, erfuhr um 1375 durch einen westflämischen Dichter eine Umarbeitung und erhielt eine Fortsetzung, die der Anlage nach im ersten Teil nur eine Wiederholung des Reinaert ist, im zweiten auf äsopischen Fabeln und der französischen Tierdichtung beruht. Während in Willems reflexionslosem Kunstwerk der Faden der Erzählung in rein epischem Stil, ohne lehrhafte Beimischung, geführt wird, wuchert in dieser sogenannten Reinaert-Historie das tendenziöse Element, der Prunk mit gelehrten Zitaten und Anspielungen und wird Willems absichtslose Erzählung mittelst direkter Satire durchbrochen. Mit dieser wendet sich der nicht unbegabte Dichter im einzelnen gegen das Leben der Geistlichkeit und die Zustände am päpstlichen Hofe und weist darauf hin, daß Reinaert an allen Höfen tätig sei. Noch stärker wurde die didaktische Tendenz hervorgehoben, als um 1487 der Holländer Hinrik van Alkmar das Gedicht unter leisen Änderungen in Bücher und Kapitel teilte, mit Überschriften verah und jedem Abschnitt eine prosaische Glosse hinzusetzte, die es vom katholischen Standpunkte aus moralisierend auslegte und auf politische, soziale und besonders auf kirchliche Verhältnisse deutete. Diese Arbeit Alkmars, von der uns nur wenig erhalten ist, wurde von einem Unbekannten mit geringen Änderungen und Erweiterungen in die niederländische Mundart übertragen. So entstand der „Reynke de Vos“, der 1498 in Lübeck mit Holzschnitten gedruckt wurde und das Tierepos in die Hände des ganzen Volkes brachte, in die Studierzimmer der Staatsmänner und Gelehrten, wie in die Hände der Kinder, Bürger und Bauern. (Abb. S. 328.) Er ward ins Lateinische, Hochdeutsche, Dänische und Schwedische übertragen und lebte in seiner ursprünglichen Fassung und, in Prosa aufgelöst, als Volksbuch fort, bis er nach 300 Jahren durch Goethe ein klassisches Gewand erhielt. Der Meister folgte bei seiner Umarbeitung unter Heranziehung des Originals der Prosaübersetzung, die Gottsched seiner Ausgabe des Originaltextes gegenübergestellt hatte.

Die derbnatürliche Sprache, der niederdeutsche Humor, der in der sächsischen und in der flämischen Fassung die Naivität und Komik ungezwungen zur Geltung bringt, und die lehrhaften und satirischen Beziehungen, die im „Reynke de Vos“ lagen oder hineingelegt wurden, entsprachen so recht dem Charakter des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts und verschafften ihm seine Verbreitung in Deutschland, das um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts aus eigener Kraft eine solche Dichtung nicht hätte erzeugen können, da die Poesie fast einzig unter dem Zeichen der Didaktik und Satire stand. Und diesen Zwecken wurde das plattdeutsche Epos besonders im Reformationszeitalter dienstbar gemacht, indem an die Stelle der katholischen Glosse Alkmars eine protestantische trat und unmittelbare Polemik gegen die Kirche hineingelegt wurde. Auch in künstlerischer Beziehung fand Reynke de Vos hohe Wertschätzung. Luther nennt ihn ein „werklich (vortreffliches) Gedicht“ und eine „lebendige Kontrafaktur des Hoflebens“, Erasmus Alberus setzt ihn den antiken Komödien insgesamt gleich und wie er und Burkhard Waldis ihm Anregungen für ihre Fabeln verdanken, so lassen auch Fischarts „Flöhbab“ und Rollenhagens „Froschmeufeler“ seinen Einfluß deutlich erkennen.

### 5. Die geschichtliche Dichtung.

Das zwölfte Jahrhundert hatte auf bayerischem Boden in der Kaiserchronik ein Stück Weltgeschichte hervorgebracht. Dann ruhte die Pflege dieser Gattung bis auf die sächsische Weltchronik und Rudolf von Ems. Von da bricht die Geschichtschreibung in deutscher Sprache nicht mehr ab. So verfaßte zur Zeit, da der Übergang von der höfischen zur bürgerlich-städtischen sich vorbereitete, zwischen 1278 und 1282, ein wahrscheinlich dem Handelsstande angehöriger Bürger Wiens eine Weltchronik und später ein Fürstenbuch. Es ist dies Jans der Janßen Enikel, oder Jans Enikel, wie ihn eine spätere Zeit nannte, die seinen Beinamen zum Familien-